



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Studentenunruhen in Italien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

je eher je lieber Gesetzeskraft. Die übrigen Bestimmungen sind nicht so dringlich, daß sie nicht bis zur allgemeinen Revision des Strafgesetzbuchs und der Strafprozeßordnung — gerade herausgesagt: bis zur Errichtung der mittlern und großen Schöffengerichte und der Einführung der Berufung hinausgeschoben werden könnten. Dagegen wäre tief zu beklagen, wenn der Staat wieder ein neues großes Gebiet der Sittlichkeit verschlingen, damit zwar einen gewissen Grad äußerer Sittengerechtigkeit erzwingen, wahrer freier Sittlichkeit aber schweren Abbruch thun würde. Geht es so weiter, so werden wir zwar Gesetze in Hülle und Fülle, aber *leges sine moribus* haben.



Die Studentenunruhen in Italien



Seit einer Reihe von Jahren vergeht fast kein Winter, ohne daß auf irgend einer oder auf mehreren italienischen Universitäten ein Krawall ausbräche. Dieser offenbar chronischen Krankheit gegenüber verhielt sich das Land und auch die Regierung nicht gleichgiltig. Im Gegenteil, die öffentliche Meinung, soweit sie sich in der Presse und in den Worten der Landtagsabgeordneten kundgab, erkannte immer die Notwendigkeit an, der Krankheit ernstlich zu Leibe zu gehen. Die verschiedenen Unterrichtsminister machten die Meinung des Landes zu der ihrigen, versprachen unerbittliche Strenge, aber schließlich blieb doch alles beim alten. Wohl wurde in einzelnen Fällen hie und da ein Weisheitsstempel für einige Tage geschlossen; dann hieß es aber, der Jugend müsse man viel nachsehen, und man dürfe doch die armen Väter nicht die Sünden der Söhne büßen lassen, also werfe man einen Schleier über das Vergangne und hoffe auf eine bessere Zukunft. Man habe ja den Jungen gezeigt, daß man streng sein könne, nun zeige man ihnen, daß man wahrhaft liberal sei. Im stillen dachten die Herren freilich noch dabei, daß sie bei diesem Verfahren am wenigsten Scherereien auszustehen, am wenigsten Rekurse und Begnadigungsschriften zu lesen hätten. Bequem war das Verfahren gewiß. Und außerdem bot es noch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vorteil, die, die es anwandten, vor dem Verdacht zu bewahren, als ob sie der Freiheit, diesem nirgends so sehr wie in Italien mißbrauchten und mißverstandnen Gute, zu nahe treten wollten.

Da nun aber mit diesem Verfahren die Unordnung auf den Universitäten nicht nur nicht abgeschafft, sondern immer mehr genährt wurde, so gedachte der alte Pädagoge Villari, als er Unterrichtsminister geworden war, einen andern Weg einzuschlagen. Lassen wir einmal die ewigen Drohungen beiseite, sagte er, und fassen wir die jungen Herren an dem Zipfel ihrer Würde und

ihrer Ehrgefühls an! Beim Beginn des neuen Schuljahres richtete er also ein Rundschreiben an die Studentenschaft. Hört mich einmal an, schrieb er, meine lieben Söhne! Ihr müßt studiren, weil es eure Familien von euch verlangen, und weil das Vaterland tüchtiger, weiser Männer bedarf; ihr müßt aber auch Zucht halten, denn das seid ihr den Eurigen und dem Vaterlande für die Opfer schuldig, die diese für euch bringen, und — um euers guten Namens willen. Ich, der ich immer unter der Jugend gelebt habe und weiß, wie man sie anfassen muß, ich setze mein volles Vertrauen auf euern guten Willen, und zum Beweis dafür vertraue ich die Wahrung der Ordnung euch selber an.

Der Weg war entschieden neu und edel. Aber wie haben die Herren Studenten das auf sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt? Sie verlangten eines schönen Tages, daß die Frequenzkontrolle abgeschafft, die außerordentlichen Nachprüfungen öfter wiederholt, die Vorlesungen der Professoren gedruckt und ihnen käuflich gemacht würden; ja sie gingen teilweise so weit, zu fordern, daß der oder jener Professor aus einer Prüfungskommission ausscheide, seine Vortragsmethode ändere u. dergl., und als diese Forderungen natürlich auf Hindernisse stießen, da piffen die Studenten ihre Professoren aus, warfen ihnen die Fenster ein, verlangten die Absetzung der ihnen mißliebigen Rektoren, verbrannten Katheder von Professoren und Erlasse des Ministers, veranlaßten, um sich ungezwungener den Karnevalsfreuden hingeben zu können, den Schluß vieler Kurse und erklärten schließlich den allgemeinen Ausstand.

Man kann nun über die größere oder geringere Berechtigung dieser verschiedenen Forderungen verschiedener Ansicht sein. Ich für meinen Teil halte es nicht für nötig, auf deren Inhalt näher einzugehen, weil er einen spezifisch italienischen Lokalcharakter hat. Aber eine Betrachtung der Form, wie diese Forderungen gestellt wurden, und des fernern Benehmens der italienischen Studentenschaft hat gewiß auch außerhalb der italienischen Landesgrenzen ihre Berechtigung und ihr Interesse. Denn der allgemeine Eindruck, den das Ausland von der ganzen Sache durch das Lesen der Zeitungsberichte bekommen hat, war gewiß der, daß auf den italienischen Universitäten jede Disziplin fehle. Und von diesem Eindruck ist nur ein kurzer Schritt zu der Vermutung, daß es in puncto disciplinae bei der gebildeten Klasse der Italiener im allgemeinen nicht viel besser bestellt sein werde.

Wie kommt es denn, wird mancher gefragt haben, daß in Italien auf den Universitäten solche Unordnungen entstehen? Sind denn keine Gesetze da, wie in andern zivilisirten Ländern? Die Antwort ist sehr einfach. Gesetze sind da, und zwar Gesetze, die auf den ersten Anblick geradezu bestechen und einen mit Bewunderung erfüllen für den, der, offenbar von unendlicher Liebe für die Jugend beseelt und für das Ideal der Menschenwürde und Freiheit schwärmend, sie ausgedacht und zu Papier gebracht hat. Aber bei näherem Zusehen

machen sie den Eindruck, als ob ihr Verfasser nicht den Mut gehabt hätte, als obersten Grundsatz festzustellen, daß die Universitäten zum Studium da sind, daß die Herren Studenten neben ihren Rechten auch Pflichten haben, deren vornehmste die ist, daß sie ihre Obrigkeit respektiren. Und wenn man erst diese Gesetze auf ihre praktische Anwendbarkeit hin prüft, so wird man entdecken, daß sie außerordentlich dehnbar sind. Dieser Dehnbarkeit hätte ja nun leicht die Professorenschaft entgegenarbeiten können, wie das Beispiel einiger — leider sehr weniger! — höhern Schulen beweist, aber ein Teil der Professoren fand diese Dehnbarkeit für eigne Zwecke nur allzu bequem. Die einzige Furcht des Universitätsprofessors ist die, daß er die Zuneigung seiner Hörer verlieren und, wo er es einmal aus Eitelkeit wünscht, nicht beklatscht sondern ausgepiffen werden könnte. So läßt er sich denn nur allzuleicht verleiten, seine eigene Würde preiszugeben, am unrichten Orte Schmeicheleien auszuteilen, die Jugend fühlen zu lassen, daß er ihrer bedarf. Von da ist aber nur ein kurzer Schritt dazu, strafbare Nachsicht zu üben und den Studenten einen ganz falschen Begriff von ihrer Bedeutung und ihrem Einfluß beizubringen.

Die Jugend aber mißbraucht das natürlicherweise und wiegt sich in dem Gedanken, eine über den Gesetzen stehende Macht zu sein, gleichsam eine Republik ohne Pflichten innerhalb eines konstitutionellen Staatswesens. Daß diesem Unwesen ihrer Kollegen gegenüber die andern Professoren, die guten Willens sind und, weil sie in dem Bewußtsein ihrer Kenntnisse nicht nach Gunst haschen zu müssen glauben, auch gewissenhaft sein möchten, einen schweren Stand haben, wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß sie im Notfalle bei der obersten Stelle, d. h. bei dem Ministerium, doch nicht Recht bekommen hätten, weil dieses aus Furcht vor den Abgeordneten, die sich gar zu gern zu Schützern der gefährdeten Freiheit aufwerfen, den Gesetzen entweder die weiteste Deutung gegeben oder auch kaltblütig Ausnahmen von der Regel zugelassen hätte. So hörte man denn bei Gelegenheit jeder Debatte über Studentenunruhen den Wunsch im Parlament und im Lande äußern, daß jene Gesetze einer scharfen Durchsicht unterworfen und dann für strenge Durchführung gesorgt werden möge. Und jeder Minister versprach seine thatkräftige Mitwirkung, auch zuletzt Villari.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß einem Teile der Professoren eine schärfere Disziplin gar nichts schadet, insofern es den wirklich tüchtigen möglich gemacht wird, von der ihnen kraft ihrer Stellung und ihrer Leistungen ohne weiteres zukommenden Autorität Gebrauch zu machen, während den weniger tüchtigen dadurch die Mittel entzogen werden, als das zu erscheinen, was sie nicht sind, so sind doch die Hoffnungen, die auf die Wirksamkeit derartiger Maßregeln bei den Studenten gesetzt werden, schlechtthin trügerisch, denn der Fehler liegt viel tiefer: es fehlt in Italien überhaupt an

ernstlicher Erziehung schon vom Elternhause her. Die Minister können daher die besten Gesetze erfinden, die akademischen Senate und die einzelnen Professoren können so streng sein, wie sie wollen, der Zweck wird nie erreicht werden, denn die, mit denen sie es thun haben, sind schon viel zu sehr an eine verfehlte Erziehungsmethode gewöhnt, als daß sie sich jetzt in einem Alter, wo sie vollends selber zu denken und sich zu fühlen anfangen, ohne weiteres unter eine Autorität, und wäre es die des ganzen Landes, beugen sollten.

So bitter es ist, so muß es doch offen gesagt werden: die ganze Erziehung in Italien ist auf falschen Bahnen, denn es fehlt ihr der Grundsatz der Autorität. Die italienische Jugend kennt weder Respekt vor den Eltern, noch vor der Wissenschaft, noch vor der Arbeit, noch vor sonst etwas, denn sie wird von klein an nicht daran gewöhnt. Kaum sind die Kinder geboren, so werden sie zu einer Amme aufs Land hinausgebracht; dieser Sitte huldigen alle Familien, die es nur einigermaßen mit ihren Mitteln vereinigen können, und viele legen sich die größten Opfer zu Hause auf, um das Ammengeld zu erschwingen, denn ein Kind zu Hause aufzuziehen gilt gleichbedeutend mit dem Verdachte, ein armer Schlucker zu sein. Kommt dann das Kind nach einem oder anderthalb Jahren in die Familie zurück, so fehlt ihm schon die instinktive Zuneigung zu den Eltern, ja es hat häufig genug mit der Ammenmilch einen der Familie entgegengesetzten Charakter eingesogen, sodaß nun seine Erziehung auf Schwierigkeiten stößt. Aber wenn sich auch diese Schwierigkeiten gar nicht geltend machen sollten, so schreitet doch die Erziehung falsch weiter. Denn die Italiener im großen und ganzen wollen sich schlechterdings nicht davon überzeugen, daß Erziehung gleichbedeutend ist mit Entäußerung des Egoismus. Giebt es einen krassern Egoisten, als ein kleines Kind? Alles muß sich wohl oder übel nach seinen Bedürfnissen richten, die ganze Familie wird von ihm tyrannisiert, freilich ohne daß das Kind selber ein Bewußtsein davon hätte. Wenn es größer wird, so soll es allmählich lernen, seine eignen Interessen mit denen der Eltern und Geschwister in Einklang zu bringen. Der fremde Interessentkreis wird von der Schule angefangen, mehr und mehr erweitert, bis schließlich der Mensch in die große Gesellschaft tritt. Dann wird der, der seinen Egoismus in weissen Grenzen zu halten, seine berechtigten persönlichen Interessen in Einklang mit denen seiner Nebenmenschen zu bringen gelernt hat, nicht nur von allen andern als der wohlherzogenste anerkannt werden, sondern er wird sich auch selber viel glücklicher fühlen, weil er nicht bei jedem Schritte, den er macht, mit andern zusammenstößt. Aber davon will das gegenwärtige Geschlecht in Italien nichts hören. Während vor dreißig Jahren noch die Jungen als Jungen behandelt wurden, werden sie jetzt als Männer behandelt, obgleich sie noch die Launen von Jungen im Kopfe haben. Man läßt ihnen schlechthin ihren Willen; sie können thun und lassen, was ihnen beliebt. Sie sind nicht bloß die Herren, sondern geradezu die Tyrannen des Hauses, alles

beugt sich unter ihren Willen. Damit geht natürlich der Respekt vor den Eltern in die Brüche. Nicht als ob die armen Väter das nicht bemerkten! Aber sie trösteten sich mit dem Gedanken, daß sich die Söhne auf diese Weise freier entwickeln und, wenn sie groß geworden sein und selber zu denken angefangen haben würden, schon von selber das Rechte finden würden.

Diese verkehrte Denk- und Handlungsweise beruht offenbar auf einer falschen Auffassung des Fortschritts und der Freiheit. Nur so läßt sie sich begreifen. Das heutige Geschlecht ist in einer Zeit aufgewachsen, wo Rebellion eine Tugend war, weil Italien in fremden Banden schmachtete. Der brennende Durst nach Freiheit und selbständiger Entwicklung wurde zwar mit der Einigung Italiens gestillt, aber der Abscheu gegen alle Unterdrückung pflanzte sich noch immer kräftig fort. Auf die Periode der Knechtschaft mußte eine Reaktion folgen. Das frühere Geschlecht, das das hohe Gut der goldenen Freiheit lange genug entbehrt hatte, überließ sich, als dieses endlich errungen war, ganz dem Taumel der Freiheit. Und in der frischen Erinnerung an die ausgestandnen Leiden sagte man sich: „Schmätern wir unsern Kindern nicht die Freiheit, sonst würden wir ja zu Verrätern an den Idealen werden, für die wir gekämpft und geblutet haben.“ Es wurde mit allem gebrochen, was nur von ferne den früheren Zuständen des Druckes gleich sah. Freiheit! *laissez faire! laissez aller!* Wenn auch vielleicht manchem Vater der Gedanke kam, ob denn dieses Übermaß von Freiheit, das der heranwachsenden Jugend gewährt wurde, nicht zu schlimmen Folgen führen müsse, wenn ihm auch die Zügellosigkeit des Sohnes einmal als offene Rebellion erscheinen wollte, so wurde doch dieser Gedanke sofort wieder unterdrückt. Denn war der Vater nicht auch ein Rebell gewesen? und rechnete er sich das nicht heute noch als Tugend an? Hatte seine Rebellion nicht die herrlichsten Früchte getragen? Durfte er also dem Sohne verweigern, was er für sich selbst beansprucht und was ihn zum Manne gemacht hatte? Wenn diese armen Väter ihre Lage mit der des Sohnes, ihre Rebellion mit der des Nachwuchses verglichen, so mußten sie der Irrigkeit ihres Schlusses sofort inne werden; aber das Unglück ist eben, daß sich bis zu diesem Vergleich keiner versteigt. Und wenn einmal einer seine warnende Stimme erhebt, so wird er niedergeschrien: „Willst du die Zeiten der Österreicher wieder heraufbeschwören? Hast du unsre höchsten Ideale schon wieder vergessen? Steinigt ihn, den Reaktionär!“

So leidet schon die häusliche Erziehung an dem großen Übel, daß sie sozusagen gleich Null ist. Nun setzen viele ihre Hoffnung auf die Schule. Aber während sie auf der einen Seite von der Schule mehr verlangen, als diese geben kann, verweigern sie ihr auf der andern die thätige Beihilfe andrer gesellschaftlicher Einrichtungen. Die Schule kann doch nicht der einzige Tempel der nationalen Bildung und Erziehung sein; man kann doch nicht von ihr verlangen, daß sie allein alle die Kenntnisse und Tugenden zeitige, die den

Mann machen. Sie kann das ja auch gar nicht, denn ihr Einfluß beschränkt sich doch auf die kurze Zeit der Schulstunden. Vor der Thür des Schulhauses ist der Schüler ein Staatsbürger gleich allen andern. Es sei ferne von mir, der Beseitigung dieser Errungenschaft das Wort zu reden. Aber es ist doch klar, daß in dem Augenblicke, wo der Einfluß des Lehrers aufhört, der der Familie anfangen sollte, der viel natürlicher ist, daher viel wirksamer sein könnte. Aber da liegt der Hund begraben. Die meisten Väter haben einen ganz schlechten Begriff von ihren Pflichten. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie das Schulgeld bezahlt haben; für das weitere mag nun der Lehrer sorgen. Und in diesem seligen Glauben fällt es ihnen gar nicht ein, auf den Sohn und sein Thun und Treiben acht zu geben. Dieser wiederum freut sich der goldnen Freiheit, kommt abends als der letzte nach Hause, besucht die Theater und die Kaffeehäuser, spielt Karten und Billard, bummelt durch die Straßen, begafft jedes Frauenzimmer, das ihm in den Weg kommt, und fängt, kaum den Kinderschuh entworfen, mit den Dienstmädchen zärtliche Verhältnisse an. Auf diese Weise mögen sich in ihm ja ganz besondere Tugenden entwickeln; aber seine Studien schreiten damit gewiß eben so wenig weiter als seine sittliche Entwicklung. Er lernt alles mögliche, nur nicht die Bezähmung seines eignen Willens; seine Energie wird auf falsche Bahnen gelenkt, sie wird zum Eigensinn, wenn sie nicht einer allgemeinen Schläffheit Platz macht. Und wenn ihm auch schließlich einmal das Bewußtsein kommt, daß er arbeiten sollte, so lehnt sich sein zerstreuter Kopf gegen jede geistige Arbeit auf, und während seine zitternde Hand in den Büchern blättert, kehrt seine Erinnerung zu der letzten Kartenpartie, zu dem Abenteuer des letzten Abends, zu den Motiven der letzten Operettenaufführung zurück.

Kommt dann die Zeit der Prüfungen heran, und fällt, wie es nicht anders zu erwarten ist, der Herr Sohn durch, so ergeht sich der Vater, statt an die eigne Brust zu schlagen, in den herbsten Worten über den untauglichen, parteiischen, pedantischen Lehrer. Dieselben Anklagen und Schmähungen treffen aber auch das Haupt des Lehrers, der während des Schuljahres dem lieben Söhnlein irgend eine Strafe hat zudiktiren wollen. Statt den Lehrer aufzusuchen und sich von ihm berichten zu lassen, schenkt der Vater nur den Worten des Sohnes Gehör und verlangt schließlich, auf diesen Bericht pochend, daß der Rektor gegen den ungerechten Lehrer einschreite, wobei er es selbst an der Drohung nicht fehlen läßt, sich durch den Mund eines willigen Abgeordneten an höchster Stelle beschweren zu wollen. Leider sind derartige Drohungen meist wirksam, denn die Fälle, wo ein Lehrer oder ein zu seinen Kollegen haltender Direktor einem erbosten Vater seine plötzliche Versetzung auf irgend einen Seeplatz nach Calabrien oder Sardinien zu verdanken hatte, stehen den Lehrern allzu drohend vor den Augen, als daß sie nicht in den meisten Fällen selbst schweren Übertretungen gegenüber entweder die Augen schließen oder

doch nur halbe Maßregeln ergreifen sollten, überzeugt, daß auch mit Strenge nichts erzielt werden würde, weil das Beispiel doch vereinzelt bliebe. Und da wollen dann noch die Herren Väter, die ihren Söhnen gegenüber selber alle Autorität verloren haben, verlangen, daß sich die Lehrer nicht bloß aufs Unterrichten, sondern auch aufs Erziehen einlassen, während sie doch stets bereit sind, den Lehrern jede Autorität in den Augen ihrer Söhne zu rauben!

Daß aber solche verkehrte Anschauungen nicht bloß die Väter beherrschen, sondern auch schon die pädagogischen Kreise ergriffen haben, dafür nur ein Beispiel, das zugleich typisch ist für die Art und Weise, wie sich der moderne Italiener das Verhältnis des Erwachsenen zur Schuljugend denkt. Ein altrenommiertes Erziehungsinstitut in der Lombardei war bis vor etwa einem Jahrzehnt in der Hand von Priestern gewesen. Schlechte wirtschaftliche Ergebnisse und die Zeitströmung hatten es schließlich in den Besitz der Stadtverwaltung gebracht, die es nun in „freieitlichem“ Sinne auf eigne Kosten weiterführte. Da aber auch unter der neuen Besitzerin das wirtschaftliche wie das sittliche Ergebnis nicht glänzend war, obwohl Männer von unbestritten fortschrittlicher Richtung an seiner Spitze standen, und da namentlich die Disziplin sehr viel zu wünschen übrig ließ, so ward vor einem Jahr ein als Lehrer, Erzieher und Patriot hochangesehener Mann zum Direktor berufen, da man von ihm, der unter Garibaldi den Zug der „Tausend“ mitgemacht hatte, die Hoffnung hegte, daß er der verlotterten Anstalt wieder auf die Beine helfen würde. In der That schien es auch, als ob er von der Autorität des Lehrers und Erziehers einen bessern Begriff habe, als der Oberaufseher des ganzen städtischen Schulwesens. Aber ein Fall aus der letzten Zeit beweist das Gegenteil. Ein Erzieher des Instituts hatte schon seit Wochen fortwährend mit einem schlechterdings unbeugsamen Schüler zu kämpfen. Alle Ermahnungen halfen nichts, Berichte an den „Censor,“ den Meister der Disziplin, hatten auch keinen Erfolg. Schließlich ließ sich der Mann, als ihm der Schüler wieder einmal nicht folgen wollte, ihn sogar mit den gemeinsten Schimpfnamen bedachte, hinreißen, dem unverschämten Schlingel eine Maulschelle zu verabreichen. Als sich der Schüler bei dem Direktor beklagte, verlangte dieser von dem Erzieher, daß er in Gegenwart der ganzen Schülerkompagnie den Beleidigten um Verzeihung bitte! Der Erzieher erwiderte, daß er sich dieser Erniedrigung nicht unterziehen könne, aber der Direktor war der Ansicht, für einen rechtschaffenen Mann sei es keine Erniedrigung, seinen Fehler offen einzugestehen, es sei das sogar seine Pflicht. Das Ende vom Liede war, daß der Erzieher seinen Posten verließ, weil er überzeugt war, daß ihm, wenn er den Jungen um Verzeihung gebeten hätte, alle seine Autorität untergraben sein würde. Sollte man es für möglich halten, daß ein Mann wie dieser Direktor, noch dazu ein alter Soldat, den gewiß richtigen Grundsatz, daß ein Mann von Ehre seine Fehler offen eingestehen müsse, auch auf einen solchen

Fall anwenden könne? Leider ist es so weit gekommen, daß die Jugend in Italien für schlechthin gleichberechtigt mit den Erwachsenen angesehen wird. Das ist die letzte Folgerung der Freiheit, sagen sie, und wer die Freiheit will, der muß auch ihre letzten Folgerungen ziehen.

Wenn auch der Ausländer, der das schöne Italien zum erstenmale betritt, auf den ersten Blick unwillkürlich von der goldnen Freiheit berückt wird, deren sich die Italiener rühmen, so wird er doch, wenn er erst eine Zeit lang im Lande geweilt hat, gewahr werden, daß es nur ein Zerrbild der Freiheit ist, das ihm allerorten entgegentritt, daß, was man hier Freiheit heißt, in Wahrheit Zuchtlosigkeit genannt zu werden verdient. Im Elternhause, in der Schule hat es angefangen, auf der Universität, im öffentlichen Leben pflanzt es sich fort, seinen Gipfel erreicht es im — Abgeordnetenhause.

Als vor Jahren ein Franzose ein Buch veröffentlichte, worin er die Eindrücke einer Reise in Italien schilderte und das Land kurzweg *le pays des égoïstes* nannte, da wollten alle das herbe Urtheil dem politischen Ärger in die Schuhe schieben. Der Mann hatte aber gar nicht so Unrecht. Mit dem Wort „Egoismus“ ist der Grundcharakter des modernen Italiens am schlagendsten ausgedrückt. Italien ist zuchtlos geworden, weil unter dem falschen Namen der Freiheit der Egoismus des Einzelnen großgezogen worden ist. Wer freilich den Italiener nur oberflächlich kennen lernt, wird davon nichts gewahr. Denn es ist ihm noch etwas kavaliermäßiges geblieben, was er namentlich den Fremden gegenüber, gewandt wie er ist, gern heraussteckt; wer aber länger im Lande weilt, mit der Gesellschaft in dauernden Verkehr kommt, der wird mir unbedingt beipflichten, wenn ich sage, daß die „gute Gesellschaft“ — das schwache Geschlecht nehme ich aus — zuchtlos, ungezogen, egoistisch ist.

Ich wäre ungerecht, wenn ich verschweigen wollte, daß sich diese Überzeugung auch in Italien Bahn bricht, und zwar auch bei Männern, die nicht in den Verdacht kommen können, „Mucker“ zu sein. So hat im vergangenen Herbst der Abgeordnete Urbila seine warnende Stimme erhoben. „Das Bewußtsein davon, sagte er, daß jeder auf dieser Welt gewisse feste Pflichten hat, denen er sich nicht entziehen darf, ist bei uns von Tag zu Tag schwächer geworden. Jetzt sind wir so weit gekommen, daß es nur noch wenige giebt, die aus innerstem Antrieb als etwas ganz selbstverständliches ihre Pflicht thun. Dieser absolute Mangel an Zucht könnte auf den ersten Anblick als ein kleines Übel erscheinen; aber in Wirklichkeit ist er ein schweres Übel, denn er entwöhnt das ganze Volk, von seiner eignen Bequemlichkeit etwas für das allgemeine Wohl zu opfern. Die sittliche Erschlaffung, die daraus folgt, kann das Land unfähig machen, ernststen Gefahren gegenüber zu treten, ernstere Aufgaben auf sich zu nehmen, wie sie an alle Völker herantreten können. Wie soll man im Augenblick der Gefahr mit einer Bevölkerung rechnen, in der jeder nur thun will, was ihm beliebt, und wo der Gehorsam vor der Drig-

keit, der Respekt vor dem Gesetze keine andre Quelle mehr hat, als die Furcht vor Strafe!" Er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. In der That, das Geschlecht, das heute in Italien heranwächst, hat nicht das Aussehen, als ob es das leisten könnte, was unter viel schwierigeren Umständen die Väter geleistet haben. Wenn das aber anders werden soll, so darf nicht am falschen Ende angefangen, so darf die Jugend nicht erst, wenn sie schon auf der Universität ist, zur Zucht erzogen werden. Das mögen die im Auge behalten, denen die Möglichkeit gegeben ist, kraft ihrer Stellung dem Lande die Augen zu öffnen. Sie werden ihr Ziel nicht ohne Kampf erreichen, aber ohne Kampf kein Sieg. Möge sie in diesem Kampfe das Ideal der wahren Freiheit leiten, das auch den Begründern des heutigen Italiens vorgeschwebt hat, das aber nicht erreicht wurde, weil das Volk nicht genügend dazu vorbereitet war. Die Freiheit ist eine gute Kost, aber sie verlangt auch einen guten Magen.



Goethes Straßburger lyrische Gedichte

Von Heinrich Dünker

(Schluß)



in andrer Besuch Sesenheims wird von den vier heitern Strophen „Balde seh ich Niekchen wieder“ in Aussicht gestellt, die in demselben Verhältnisse wie das zuletzt besprochne Gedicht verfaßt sind. Auch diese hat Bielschowski Lenz zuzuschreiben und so eine Trilogie von Gedichten herzustellen gesucht, von der auch kein Schatten nachzuweisen ist, wenn man nicht das deutlich ausgesprochne geradezu mißversteht. Der Inhalt der Verse ist keineswegs der, den B. angiebt: „Niekchen ist dem Dichter entflohen, wie er sich ausdrückt, aber sie kehrt bald zu ihm zurück, und darüber bekundet er seine Freude.“ Freude giebt ihm vielmehr die Gewißheit, bald Friederiken in Sesenheim wieder besuchen zu können, woran er so lange durch seine Lage verhindert worden war. Im Vorgefühl dieses Glücks erwacht wieder sein Sang, den er mit solcher Lust von Friederikens Lippen gehört hatte, aber in der traurigen Zeit, wo er Straßburg nicht verlassen konnte, war er verstummt, weil er den Kummer, ihre Gegenwart zu entbehren, nicht im Liede ergießen kann. Jetzt aber singt er wieder in voller Freude; diese ist ihm kostbarer als alles. In den Worten „Lange, liebe Liebe lang“ muß natürlich „liebe Liebe“ als Anrede gefaßt und dies durch ein Komma angedeutet werden, wie schon die „Studien“ (S. 38) bemerkt haben. Freilich wird das Gedicht dort irrig ganz anafreontisch ge-